

## Mein Papa hinter der Glaswand

Zehntausende Kinder im Land haben einen Elternteil, der in Haft ist. Manche von ihnen, ohne es zu wissen. Saras Mutter beschloss, es ihr zu sagen. Und nun?

Von Anna-Elisa Jakob



Sara wartet. Auf ihren fünften Geburtstag, zum Beispiel, oder darauf, dass ihr Vater aus der Haft entlassen wird. An diesem Frühlingstag liegt sie auf dem Bauch, oberste Stufe in einem Treppenhaus in Baden-Württemberg. So sieht man zuerst ihre Augen: groß und dunkel unter vielen Locken. Ihr Blick folgt den Schritten, Stufe für Stufe bis nach oben.

Die Idee des Strafvollzugs ist, so könnte man sagen, dass er selbst wie eine Treppe funktioniert. Je tiefer man fällt, desto beschwerlicher der Weg nach oben. Führt er einen Menschen zurück in die Gesellschaft, gelingt das, was man Resozialisierung nennt.

Sara ist auf diesem Weg nur Zuschauerin und doch betroffen. Werden Menschen in Deutschland inhaftiert, fragt man sie nur manchmal, ob sie Kinder haben, die draußen auf sie warten. Deswegen weiß niemand so genau, wie viele Kinder mit einem Elternteil in Haft aufwachsen. Geschätzt wird, es seien 100.000.

Saras Vater ist seit einem halben Jahr in Untersuchungshaft, seitdem versucht sie alte Begriffe neu zu ordnen: Mama und Papa, Zuhause und Familie, Gut und Böse.

Es beginnt an einem Nachmittag im Herbst, als Polizisten die schmale Dachgeschosswohnung durchsuchen: Flur, Küche, Wohnzimmer, zwei Kinderzimmer, ein Bad. Saras Mutter wird angerufen, kurz kann sie noch mit ihrem Mann sprechen. Die Beamten fragen, ob sie vorbeikommen wolle, bevor sie ihn mitnehmen. Nein, nein, antwortet sie. Die Kinder seien ja dabei. Sara und ihre zwei Jahre jüngere Schwester Ayra, die beide anders heißen. Gerade waren sie noch gemeinsam draußen, beim Spielen. Als sie nach Hause kommen, ist Saras Vater nicht mehr da.

Den Kindern sagt die Mutter, er sei verreist. Was auch sonst, wenn einer einfach weg ist? Sie wusste ja nicht: Ist er in zwei Tagen wieder da, in zwei Wochen, oder dauert das Jahre?

Saras Mutter wirkt wie eine strukturierte Frau. Als ihr beim Sprechen mal die Hände zittern, greift sie zu einer Dose Kinderknete, formt daraus bunte Würfel und legt sie akkurat nebeneinander. Wie Bausteine, aus denen sie ihr gemeinsames Leben errichtet hatten: er und sie, beide 30, seit fünf Jahren verheiratet. Erst die gemeinsame Wohnung, dann die Hochzeit, dann die Kinder.

Natürlich wusste sie, dass vieles nicht mehr gut lief. Er bekam Anzeigen, für Bahnfahrten ohne Ticket oder dafür, dass er in einer Bar war, in der er eigentlich Hausverbot hatte. Dazu immer wieder Geldstrafen, welche die Schulden weiter wachsen ließen. Und jedes Mal las sie später von hohen Promillewerten, von viel Alkohol im Blut ihres Mannes.

Sie merkte seine Verzweiflung, er hörte ihr nicht mehr zu. „Er wurde immer unzuverlässiger“, sagt sie. Nicht so, wie sie ihn kennengelernt hatte, respektvoll und motiviert. Und obwohl es die Anzeigen gab, obwohl das Wort Gefängnis schon im Raum gestanden hatte, ist es an diesem Herbsttag, als zerbröselten all diese Bausteine in ihren Fingern. Angeklagt ist ihr Mann, weil er einen Kiosk ausgeraubt haben soll. Er sagt zu ihr, er war's nicht.

Sara sagt zu ihr: „Ich weiß, der Papa kommt nicht mehr zurück, weil er keinen Bock auf uns hat.“ Eines Morgens, ein paar Wochen nach der Verhaftung. Sie sitzen gemeinsam beim Frühstück, gleich muss Ayra in die Kita, Sara in den Kindergarten. Während ihre Mutter noch

nach Erklärungen suchte, hatte Sara selbst eine gefunden. Ihr Vater war nicht verreist, er hatte sie verlassen.

Saras Mutter musste nun erklären, warum das alles ein bisschen komplizierter ist. Aber wie sagt man dem Kind, dass der Vater vielleicht ein Verbrechen begangen hat?

Wenn Monika Fröwis diese Frage hört, und das ist oft der Fall, rät sie immer, den Kindern die Wahrheit zu sagen. Gerade sitzt sie auf einer grünen Wiese mitten in Freiburg, die Jacke auf dem Gras ausgebreitet, das Fahrrad neben sich. Fröwis ist Sozialarbeiterin, seit einigen Jahren kümmert sie sich um Familien von Inhaftierten. Normalerweise organisiert sie dafür Gesprächsgruppen und Ausflüge, nur geht das wegen Corona monatelang nicht. Deswegen radelt sie durch die Stadt und besucht die Familien, bringt Körbe mit Einkäufen oder klärt, wie die Straffälligenhilfe sie unterstützen könnte. Fröwis sagt: „Je besser die Frauen klarkommen, desto besser geht es natürlich auch den Kindern.“

In der großen Mehrheit sind es Männer, die inhaftiert sind; deswegen wird Fröwis meist von deren Partnerinnen kontaktiert. Für viele bricht nicht nur der Beziehungsalltag weg, sondern auch das zweite Gehalt, manchmal die Wohnung. Vielen geht es so wie Saras Mutter, sie wissen nicht, wann der Partner überhaupt wiederkommt. Saras Mutter hat sich allerdings schnell Unterstützung geholt, mit Freunden und den Großeltern gesprochen. Vor allem hat sie es ihrer Tochter schon kurz nach der Verhaftung erzählt. Und das, sagt Fröwis, sei schon ziemlich außergewöhnlich.

Viele Kinder wissen gar nicht, dass ihr Vater im Gefängnis lebt. So berichten es auch Straffälligenhilfen anderer Bundesländer. Fröwis und ihre Kollegen erzählen von Kindern, die jahrelang glaubten, ihr Vater lebe in Spanien, obwohl er nur wenige Straßen entfernt seine Strafe absaß. Von Kindern, die meinten, der Vater wäre tot.

Die Eltern, sagt Fröwis, hätten häufig Angst, dass gerade kleinere Kinder es überall erzählen könnten. Dass die ganze Nachbarschaft, die Schule, Freunde und Verwandte von der Haft erfahren. Ältere Kinder, sagt sie, merken meist selbst, wie groß das Tabu sei. Wer Angst vor Ausgrenzung hat, erzählt auch weniger.

Abbildungen von Susann Hesselbarth aus dem Kinderbuch „Im Gefängnis“ von Thomas Engelhardt und Monika Osberghaus, Klett Kinderbuch 2018. Illustrationen Susann Hesselbarth

Fragt man Saras Mutter später, was ihr in dieser Zeit besonders geholfen habe, erzählt sie auch von einem Kinderbuch. Es geht darin um ein Eichhörnchen, das einen Nussvorrat geplündert hat. Klar, sind ja nur ein paar Nüsse – aber für Frau Müller, die beklaut wurde, war es der ganze Wintervorrat. Das Eichhörnchen wird verhaftet, seine hungrige Familie bleibt zurück. „Das war für mich näher dran am Leben als alle anderen Kindergeschichten, die ich kannte“, sagt sie. Nicht wie in den Geschichten, die Sara im Kindergarten vorgelesen werden: Der Böse wird eingesperrt, der Gute ist der Held.

Also setzt sich Saras Mutter abends auf ihr Bett, Sara neben sich, und liest ihr vor. Dann erklärt sie ihr, dass ihr Vater im Gefängnis sei. Dass die Polizei ermittele, ob er etwas geklaut habe. Sicher ist sie nicht, ob Sara all das versteht; doch sie wirkt erleichtert.

Saras Mutter geht in diesen Wochen zu einer Suchtberatung. Muster, die man Angehörigen Suchtkranker zuordnet, findet sie bei sich selbst wieder. Sie meldet sich in einer Gruppe für Angehörige an, will andere Familien kennenlernen, wissen: Wie leben die damit? Diese hat dafür gesorgt, dass sie eine Familientherapie macht, sobald ihr Mann entlassen wird. Seit April arbeitet sie wieder, kümmert sich um Miete und Essen, Kita und Kindergarten. Sie schafft Strukturen und versucht, die Dinge aufzurollen und zu verstehen.

Und ihre Tochter? Sara hat es erst mal jedem erzählt. Freunden und Bekannten, Oma und Opa: Habt ihr gehört, der Papa ist im Gefängnis! Als wollte sie herausfinden, was die davon hielten. Und sie erzählte es im Kindergarten. Saras Mutter dachte: Was, wenn sie dort auch mal Gefängnis spielen: einer eingesperrt, die anderen draußen. Was musste Sara dann wohl denken? Manchmal fragt sie ja auch, wie es dort aussieht, im Gefängnis.

Ein Jahr lang waren die meisten Haftanstalten isoliert. Besuche waren wegen Corona nicht erlaubt, stattdessen gab es Videoanrufe. Sara konnte also nicht sehen, wo ihr Vater nun lebt. Mit ihm sprechen konnte sie, zweimal im Monat eine halbe Stunde. Beim ersten Gespräch fragte Sara, wie bei jedem Gespräch seitdem: Und, hast du's gemacht? Sie sagte, er solle das nicht noch mal machen. Mehr mit ihr spielen, wenn er wieder da ist.

Nun, ein halbes Jahr nach der Verhaftung, konnte Sara ihn das erste Mal besuchen. Verschiedene Organisationen, zum Beispiel der Europarat, die UN oder das Deutsche Institut für Menschenrechte meinen, Kinder von Inhaftierten müssten das Recht haben, ihre Eltern regelmäßig zu sehen, solange diese das Kindeswohl nicht gefährdeten. Einmal in der Woche, so eine gängige Forderung.

Für Kinder in Deutschland gilt das nicht, auch ohne Pandemie. Je nach Bundesland dürfen Inhaftierte eine bis vier Stunden Besuch im Monat bekommen. Straffälligenhilfen berichten, dass Kinder ihre inhaftierten Eltern mehr als einmal im Monat sehen, sei selten. Mehr als zweimal sei utopisch.

In Untersuchungshaft, wie bei Saras Vater, ist es weniger als im Regelvollzug: Einmal im Monat eine Stunde oder zweimal im Monat eine halbe Stunde über Skype. Angehörige, die schon länger mit einem Familienmitglied in Haft leben, erzählen in diesen Tagen, dass die Videoanrufe eine große Entlastung seien. Weil man sonst ja immer koordinieren musste, mit der Schule, dem Kindergarten, der Arbeit. Seit Corona kann man in manchen JVs auch häufiger telefonieren. Aber ein Ersatz für die Besuche? Nein, das kann es nicht sein, hört man von Müttern, Vätern, Partnerinnen.

Wichtig ist das auch für die Zeit nach der Haft. Man weiß, dass Menschen seltener rückfällig werden, wenn sie in sta-

Fortsetzung auf der folgenden Seite



### AM RANDE DER GESELLSCHAFT

VON HAUCK & BAUER

